

Walther Stonet

TATORT GLASHAUS

Krimi

Oertel+Spörer

*»Unser Leben ist voller Mittelbarkeiten.
Nur die Einsamkeit, die ist unmittelbar,
denn sie kommt unvermittelt.«*

Tankred-Jürg Graf Brühlsdorf
Kriminalhauptkommissar a. D.

1

Tankred-Jürg Gustav Adolf Graf Brühlsdorf, genannt TJ, war zu einem Teil Philosoph. Zu einem weiteren Teil war er Kriminalhauptkommissar und als dieser bei vollen Bezügen wegen einer schweren Verletzung beurlaubt. Die Amtsärztin und auch er selbst waren sich noch nicht klar, ob er in den aktiven Polizeidienst zurückkehren können würde oder wollte. Zu einem dritten Teil war er von blauem Blut und ziemlich wohlhabend, um nicht zu sagen steinreich. Er hätte nie arbeiten müssen, wenn er nicht gewollt hätte.

Wollte er aber.

Als einzigem spätgeborenem Sohn alten Adels und eines Vaters, der ein ausgezeichneter Geschäftsmann gewesen war und selbst schon äußerst unkonventionell, was sich unter anderem darin ausdrückte, dass er seine spätere Mutter freite und ehelichte, die zwar adelig, aber das schwärzeste aller möglichen Schafe und völlig verarmt und anschließend total enterbt war, als sie einander verfielen. Es wurde eine Liebe bis ins Grab, und was für eine! Last, but not least – oder auch zu guter Letzt – war TJ das, was man früher einen Hagestolz nannte: kurz vor vierzig, keinen Partner, weder männlich noch weiblich noch divers, um korrekt zu gendern.

Und keinen in Aussicht.

Seine Verletzungen waren gerade verheilt. Oberflächlich. Schwere Schussverletzungen brauchten lang, bis man ihre Folgen überwunden hatte. Schmerzen waren sein dauernder Begleiter. Auch nachts, nicht nur tagsüber. Mit einem

Bauchsteckschuss, einem Durchschuss des linken Oberarms, einem Durchschuss des rechten Unterschenkels, bei dem das Schienbein zerschmettert wurde, und einem Kopfschuss, der zum Glück das Gehirn, Augen und Gehör verschont hatte, dafür aber sein linkes Jochbein pulverisiert, hatte man danach seinen richtigen Spaß. Von den Fleischwunden und sonstigen Blessuren einmal abgesehen: Es dauerte eine lange Zeit und bedurfte mehrerer OPs, um ihn wieder aufrecht und einigermaßen ansehnlich durch die Gegend hinken zu lassen. Es würde noch weitere OPs bedeuten und viele Mobilisierungsrehas, um ihn körperlich wieder auf Linie zu bekommen. Wenigstens fast. So fit wie vorher würde er nie wieder sein. Das war ihm klar.

Die Psyche stand auf einem anderen Blatt. Der polizeipsychologische Dienst in Form einer ebenso klugen wie patenten Psychologin mit viel Erfahrung bei ähnlichen Verletzungen und Traumata hatte ihm eine hohe Resilienz bescheinigt. Seine Flashbacks hatte sie nicht damit beseitigt. Da sie recht milde ausfielen, war eine medikamentöse Behandlung glücklicherweise nicht angezeigt. Aber Gesprächstherapie schon.

Doch dazu bedurfte es der geeigneten Person mit freien Terminen. Sein Zustand war nicht als dringlich eingestuft. Es gab viel zu wenig Therapeuten da draußen. Und da er draußen war und nicht mehr im aktiven Polizeidienst, meinte draußen genau das, was es bedeutete: draußen. Der polizeipsychologische Dienst war nicht mehr zuständig. Er hatte sich das in seiner Konsequenz telefonierend vor Augen geführt und dann entschieden, das mitzunehmen, was ging. Therapietermine während der Rehas. Mehr gab es eben erst einmal nicht. Wenigstens nicht in den kommenden sechs bis neun Monaten. Er stand auf einigen Wartelisten. Mal sehen, wie lange er dort stand. Und wartete.

Sich als Estragon und Wladimir in einem zu fühlen, bereitete ihm nach einer gewissen Zeit fast diebisches Vergnügen. Die Welt war nichts als absurdes Theater – Beckett hatte recht. Es wäre allemal wirtschaftlich günstiger zu therapieren, als den Ausfall des Betroffenen für das Erwerbsleben finanziell zu kompensieren. Oder aber die Folgekosten der sozialen Unverträglichkeiten eines an PTBS-Erkrankten auszugleichen – wenn man diese denn ausgleichen könnte. Bei ihm, gestand er sich nüchtern und beinahe ein wenig bedauernd ein, gab es an privatem Umfeld nicht viel zu zerstören. Er hatte fast keines. Die Eltern waren lange tot. Eine Partnerschaft, wie gesagt, gab es nicht. Verwandte waren eher fern und allenfalls an seinem Vermögen interessiert. Gesellschaftlich und sozial war er eher ein Totalausfall.

Er stand unter der Dusche, denn dort kontemplierte es sich interessanterweise recht gut. Inzwischen waren die Haare gewaschen und der Körper auch. Die Füße und der Rücken machten immer noch Schwierigkeiten. Die Beweglichkeit ließ seit dem fatalen Einsatz, der ihn genauso gut das Leben hätte kosten können, ja eigentlich sogar müssen, weiterhin sehr zu wünschen übrig. Wenn ihn etwas neben den Flashbacks störte, dann das.

Er hasste es, nicht tun zu können, was er wollte und für normal hielt. Als er an sich hinuntersah, zeigten ihm seine Narben, wie schwer verwundet er worden war. Die Wunden würden vernarben, aber blieben. Innen wie außen.

Aber was führte er Klage. Er hatte Kolleginnen und Kollegen verloren, die Teil der Operation waren. Er hatte die beiden Schutzbefohlenen nicht schützen können. Auch sie waren gestorben. Salima, sein Herz, war tot. Sie waren verraten worden und er wusste bis heute nicht, von wem, warum und wie.

Er atmete tief durch, als ihn Trauer und Wut übermannen. Tränen vermischten sich mit dem warmen Wasser der Dusche. Seufzer brachen sich Bahn, und ein Knoten löste sich. Es tat weh und gut zugleich. Als er wieder bei sich war, hörte er ein fernes Klingeln. Das Telefon, seine Spezialnummer, die nur die Schwerpunktstaatsanwaltschaft und die Sondereinheit Bandenkriminalität im Polizeipräsidium Tübingen kannten. Er ließ das Telefon schellen. Es betraf ihn nicht.

Er war außer Dienst gestellt, wenn auch nicht frühpensio- niert. Noch sperrte er sich gegen einen Neubeginn. Polizist, Kriminalbeamter zu sein, war bisher seine Berufung. Es war mehr als einfach ein Job. Er musste seinen Lebensunterhalt nicht verdienen, indem er etwas tat, das er tun musste des Geldes wegen. Er war bei der Polizei, um der Welt etwas dafür zurückzugeben, dass er privilegiert war. Es war ihm ein Herzensanliegen, das Leben anderer sicherer zu machen.

Stattdessen hatte er ihnen den Tod gebracht.

Als er das Badezimmer verließ, sah er für einen Moment aus, wie er früher ausgesehen hatte: groß, gepflegte dunkle Haare mit grauen Schläfen, hohe Wangenknochen, ein sympathisches, gut geschnittenes Gesicht mit dominierend blauen Augen unter ausgeprägten, schön geschwungenen Brauen; ein schöner Mund mit einem warmen Lächeln; anliegende Ohren mit ausgeprägten Läppchen; Fünftagebart mit Schnauzeransatz; breite Schulter, muskulöse Arme und Beine; sportlich und durchtrainiert. Jeans und T-Shirt standen ihm. Die Sneakers waren teuer, das sah man. Der Rest stammte aus einem Katalog, da er das Einkaufen hasste. Man sah ihm an, dass er regelmäßig mit einem ausgebildeten Physiotherapeuten an seiner Wiederherstellung arbeitete. Er quälte sich regelrecht. Tag für Tag. Ohne nachzulassen, unter teilweise großen Schmerzen.

Als er sich umwandte und in Richtung Arbeitsräume ging, war zu erkennen, dass er hinkte. Er zog den rechten Fuß merklich nach. Die Muskeln waren immer noch nicht wiederhergestellt, wie sie sein sollten, und schon gar nicht, wie sie mal waren. Vielleicht würden sie es nie wieder sein. Man durfte die Hoffnung nicht aufgeben, aber man durfte auch nicht blauäugig sein und sich vor der realistischen Sicht der Dinge drücken.

Er war nicht der, der sich etwas einredete. Hoffte er. Jedenfalls hatte er sich im Sporthallen-Anbau seiner Gründerzeitvilla ein Studio einrichten lassen, um das ihn jeder Fitnessclub beneidet hätte. Manchmal überkam ihn ein schlechtes Gewissen, wenn er daran dachte, wie es all den Kolleginnen und Kollegen ging, die nach einem solchen Einsatz und ähnlichen Verletzungen nicht über die entsprechenden Finanzmittel verfügten, wie er es tat. Er würde etwas unternehmen müssen. Und wenn er dafür in die eigene Tasche griffe.

Das erneute Klingeln mit dem speziellen Klingelton schreckte ihn aus seinen Gedanken auf. Er wollte schon abwinken. Doch ein Impuls bewog ihn, den Hörer abzunehmen.

»Brühlsdorf!«, meldete er sich mit seinem sonoren und wohlklingenden Bariton.

»Clementelli!«, kam die prompte Antwort einer tiefen Altstimme.

»Was willst du, Isodora?«

Isodora Clementelli, von ihren Freunden und engen Mitarbeitern am liebsten »Isa« genannt, antwortete kühl: »Du hast dich nicht geändert, Brühlsdorf.«

Er schwieg.

»O. K., du bist außer Dienst, aber wir brauchen deine Hilfe.«

Er schwieg weiterhin.

»Bist du noch da?«

Er nickte.

»Was willst du, hatte ich gefragt. Beantworte einfach die Frage.«

Sie schluckte. Am liebsten würde sie den Hörer auf die Gabel werfen, hätte sie nicht ihr Smartphone in der Hand, wusste er. Er grinste leicht spöttisch. Sie waren früher wie Katz und Maus gewesen, aber dennoch ein sehr erfolgreiches Ermittler-Duo. Sie bei der Staatsanwaltschaft. Er bei der Kripo.

»Lass uns reden«, sagte sie.

2

Isodora Clementelli war gerade nicht besonders gut gelaunt, wie ihre Umgebung zu spüren bekam. Ihre Kritik war noch beißender und ihre Ungeduld noch größer. Beides war sonst schon legendär. Sie hatte in der Nacht nach dem Telefonat mit TJ Brühlsdorf, Hauptkommissar außer Dienst, äußerst schlecht geschlafen. Ihr kam es vor, dass sie gar nicht geschlafen hatte. Jedenfalls fühlte sie sich so.

Diese Schlaflosigkeit widerfuhr ihr seit der Einsatzkatastrophe damals, bei der Brühlsdorf schwer verletzt wurde und einige Kriminalbeamte starben, kurz nach dem Ereignis regelmäßig, dann öfter und schließlich glücklicherweise wieder weniger. Die Verdrängung schien zu funktionieren, dachte sie mit einer gewissen Erleichterung. Doch die Reaktionen eines Gewissens ließen sich nur in den seltensten Fällen steuern oder gar vorhersehen: In der jüngsten Vergangenheit wurden die Abstände, dass sie nachts hochfuhr und schlimme Gedanken ihr Hirn marterten, wieder kürzer.

Sie ahnte, nein, sie war sich beinahe sicher, dass sie selbst das Loch in der Ermittlungsgruppe war, die sie seitens der Schwerpunktstaatsanwaltschaft leitete. Sie hatte die Informationen, die zum Desaster führten, nicht selbst und oder gar willentlich herausgegeben. Aber sie könnte die Möglichkeit eröffnet haben, dass und wie die Gegenseite an sie gekommen war.

In der meist sehr kontrolliert und diszipliniert auftretenden Oberstaatsanwältin schlummerte ein Vulkan. Wenn sie emotional und stressseitig am Limit war, brauchte sie wilden

Sex zum Abreagieren. Das war ihre Schwäche und sie stand zu ihr. Diese Art des Dampfablassens brauchte sie nicht nur, sie lebte sie anschließend auch bis zur bitteren Neige aus.

Es war einer dieser Abende gewesen, an denen sie die Sehnsucht hinaus in die Clubs einer nicht sehr fernen Großstadt trieb. Und in dieser Freitagnacht war ihre Beute eine junge, sehr schöne Frau, die den Schalter in ihrem Gehirn umlegte und das Triebtier freiließ. Sie lief ihr sowohl über den Weg als auch über den Umweg ihrer Arme in ihr Hotelzimmerbett, das sie im Vorgriff auf das, was da hoffentlich kam, gebucht hatte. Dort tobte sie sich mit ihr ein ganzes Wochenende aus und war an Stellen wundgescheuert und -gerieben, über die man gemeinhin in der Öffentlichkeit schwieg. Ihre Zunge befeuchtete ihre Lippen, wenn sie daran dachte. Wild war es gewesen, herrlich wild.

Irgendwann am Samstagnachmittag war ein Anruf gekommen und sie hatte sich in ihren Dienstlaptop eingeloggt. Lisa, das geile Luder, hatte sich neben ihr auf die Platte des schweren Schreibtischs der Juniorsuite gesetzt und sie in ihre Scheide blicken lassen, als sie kurz aufsaß, ihren schlanken Zeigefinger eingetaucht und abgeleckt. Sie hatte weder den Laptop zugemacht noch sich ausgeloggt, bevor sie über dieses lüsterne Stück Fleisch hergefallen war. Danach war sie erschöpft eingeschlafen.

Als sie aufwachte, hatte sie Lisa vor dem Monitor entdeckt. Sie hatte sich über den Laptop gebeugt. Ihre Fingerschienen über die Tastatur zu huschen.

Sie war hochgefahren, aufgestanden und hinübergeseilt, um die Klappe zuzudonnern – um sich kurz darauf zu vergewissern. Was sie sah, beruhigte sie ein wenig. Es waren nur der Chrome-Browser geöffnet und das Kinoprogramm. Was aber war in der Zeit geschehen, als sie totenschlafähnlich weggetreten gewesen war?

Sie hatte sie angeherrscht, was dazu führte, dass Lisas in diesen Dingen sehr kundige Hand sich in ihren Busch verirrte und sie später mit der Zunge erneut um den Verstand brachte.

Danach war der Zwischenfall vergessen.

Genau diese junge Frau, Lisa, war es, deren Leiche man vor achtundvierzig Stunden im vernachlässigten Glashaus einer alten Villa auf der Halbhöhe der schwäbischen Universitätsstadt gefunden hatte. Der neue Eigentümer wollte das gläserne Gewächshaus wieder in Benutzung nehmen. Es war ein architektonisches Kleinod. Der ursprüngliche Bauherr hatte damals viel Geld und noch mehr Kunstverstand besessen.

Ehefrau und Töchter des jetzigen Besitzers waren Veganerinnen. Da war ein Gewächshaus »eine tolle Sache«, wie der aktuelle grüne Ministerpräsident des Landes solche Projekte in der Stadt gerne nannte. Weniger toll war die Leiche, die beim Versuch der Rekultivierung ans Tageslicht kam. Die Fallakte fand ihren Weg auf den Schreibtisch der Oberstaatsanwältin aufgrund einer Kette von Entwicklungen, deren Urgrund auf den ersten Blick in guter Polizeiarbeit bestand.

Bei der Leiche eines Menschen, die man unter ungeklärten Umständen an einem für Zufälle gänzlich ungeeigneten Ort fand, wurde üblicherweise ein Tox-Screen durchgeführt. Dieser kam bei einer Autopsie immer dann zum Einsatz, wenn der Verdacht auf eine unnatürliche Todesursache vorlag und man keinerlei äußere oder innere Hinterlassenschaften der Einwirkung von Gewalt feststellen konnte. Der Tod war noch nicht lange genug eingetreten, als man sie auffand, um das nicht mit Sicherheit feststellen zu können; der lehmige Boden, in dem sie ruhte, tat samt Plastiksack sein Übriges, um die Verwesung in Grenzen zu halten.

Der Tox-Screen sollte Stoffe ans Tageslicht fördern, die in einem Körper üblicherweise nichts zu suchen hatten. Das musste nicht unbedingt Gift sein. Auch Medikamente wie Opioide konnten durchaus Gutes tun für die, die sie benötigten. Sie halfen, schlimmste Schmerzen zu therapieren, wenn nichts anderes mehr wirkte. Aber natürlich konnten sie nicht nur als Drogen missbraucht werden – sie konnten, in der nötigen Menge verabreicht, auch töten.

Im Körper der Toten fand man ein solches Opioid. Man fand es in einer Menge, die einen ausgewachsenen Stier von den Hufen gehauen hätte. Und man fand ein ganz bestimmtes Opioid, zu denen auch Heroin, Methadon und Morphinum gehörten. Es war Fentanyl, eine einfach künstlich herzustellende Substanz, die die mehrfache Wirksamkeit von Heroin besaß, ähnliche Rauscheffekte auslöste und im Verhältnis konkurrenzlos günstig zu beschaffen war. Fentanyl hatte vielerorts das Heroin verdrängt und war zur Wohlstandsdroge des Mittelstands geworden – nicht nur in den USA, sondern zunehmend auch in Europa.

Drogen hatten in der Regel ebenso wie Menschen einen eindeutigen »Fingerabdruck« – im übertragenen Sinne. Jedes Labor hatte seine eigene chemische Formulierung, und jeder größere Dealer machte aus der Grundsubstanz durch »Verlängerung« seine eigenen Verschnitte. Oft wurden das noch günstigere Strychnin und andere nette Substanzen hinzugepanscht.

Bei Lisa war es reinstes Fentanyl. Das war an sich schon hochriskant, denn durch die Verschnitte wurde die Wirksamkeit meist erheblich reduziert. Schon die ungestreckte, also reine Dosis in der gleichen Menge, die bei Verschnitt gefahrlos konsumiert werden konnte, würde daher einen Abhängigen ins ewige Aus schicken, ihm also den goldenen Schuss verpassen.

Isodora Clementelli meinte, Lisa gut genug zu kennen, um zu wissen, dass sie kokste, aber auf keinen Fall würde sie Fentanyl in ihren edlen Körper lassen. Das wussten die ermittelnden Beamten nicht.

Aber was sie herausfanden war, dass das Fentanyl in ihrem Körper aus einer Charge genau jener 'Ndrangheta-Familie stammte, gegen die gerade jene Ermittlungen liefen, im Rahmen derer bei einem Zeugenschutz die beiden Zeugen, ein Ehepaar und einige Beamte gestorben und teilweise schwerstens verletzt worden waren. TJ Brühlsdorf hatte damals die Operation geleitet und war ebenfalls fast daran krepirt.

Damit wurde ein zuerst »normaler« Mord zu einem tödlichen Drogendelikt, das auf den Schreibtisch der Sonderkommission gehörte, weil es ihrem Untersuchungsgegenstand zuzurechnen war.

Exakt da lag die Fallakte jetzt. Und zwar genau vor ihren inzwischen sehr müden Augen auf ihrem sowieso schon übervollen Schreibtisch.

Oberstaatsanwältin Isodora Clementelli wurde ebenso schlagartig wie erschreckend klar, dass sie die Vergangenheit eingeholt hatte. Sie richtete sich kerzengerade auf, und die bleierne Müdigkeit war verschwunden. Ihr Adrenalinpegel hätte, würde man ihn messen, ihr Alltime-High überschritten. Dessen war sie sich absolut sicher.

Sie würde beichten müssen. Es könnte sie ihre Karriere kosten. Sie würde sich nicht beschweren können, wenn das einträte. Wäre sie ihre Vorgesetzte, würde sie sich von ihrer Aufgabe entbinden und gegen sich ein dienstrechtliches Verfahren einleiten. Punkt.

Aber das war nicht das Schlimmste, das ihr blühen konnte. Es gab Schlimmeres, weil es immer Schlimmeres gab als das Schlimmste, das man sich vorstellen konnte.

Das Schlimmste wäre für sie, wenn Brühlsdorf sie zur Persona non grata erklärte, sie de facto aus seinem Leben ausschliesse.

Auch wenn sie das nie zugäbe: Sie liebte ihn auf eine sehr spezielle Art, wie sie sonst niemanden gernhatte. Ihn wollte sie nicht nur verspeisen, indem sie ihn auf irgendein Bett warf und ihn vernaschte. Nein, sie wollte wiedergeliebt werden, und, wenn schon nicht das, dann wollte sie seinen ehrlichen Respekt, seine ganze, seine vollkommene Achtung nicht nur ihrer Fachlichkeit, nein, ihrer ganzen Menschlichkeit. Bei ihm war ihr die Wertschätzung ihres inneren Wesens wesentlicher als die Beachtung ihrer äußeren Hülle und deren unbestrittener Schönheit.

Sie wusste sehr genau, dass sie eine gutaussehende und begehrenswerte Frau war, und das nahm man wahr, wenn man sie sah. Vom ersten Moment an, wenn sie den Raum betrat, welchen auch immer. Bei ihm war es irrelevant, ob er sie beehrte oder nicht. Von ihm wollte sie etwas, das man Anerkennung nannte, das höchste Geschenk, das ein Mensch je erhalten konnte.

Die Beichte musste warten, befand sie schließlich. Zuerst musste er, Brühlsdorf, mit dem Fall befasst und in ihn eingetaucht sein. Wenn sein Jagdtrieb Oberhand gewonnen hatte, wenn er verstanden hatte, dass sich vielleicht die Möglichkeit eröffnete, doch noch jene zur Verantwortung zu ziehen, denen er seine Verletzungen und die größte Niederlage seines Lebens verdankte, hoffte sie, würde er gnädiger sein mit ihr. Aber zugleich nagte der eiskalte Zweifel an ihr, dass er genau das später durchschaute. Und sie vielleicht doppelt mit Missachtung bestrafte.

Dann stünde es um ihre Sache entschieden schlechter, als wäre sie gleich mit der Sprache rausgerückt, bevor die Arbeit losging und alle unter Anspannung waren und eben

nicht die Ruhe weghatten wie jetzt. Die Aussicht auf Zeitgewinn war es, die den inneren Kampf entschied. Und damit war die »harte Isa«, wie man sie nannte, genauso ein kleiner Feigling wie alle die, die sie manchmal von oben herab beurteilte.

Dieser Frage verweigerte sie sich. Sie aber würde sich heute Nacht von selbst stellen. Aber davon wusste Isodora Clementelli jetzt, im Augenblick des Tuns, nichts. Das Gewissen war eine Institution, ein Richter, der beziehungsweise die unerbittlich war. Und außerdem kannte es keinen Pardon.